

Eingesackt

(c) BondManGy

Langsam aber sicher wird es mir warm. Kein Wunder: ich trage beidseitig eine gummierte Jacke und ein passende Hose. Weiter stecke ich in einem Gummisack und einem Daumenschlafsack in Mumienform. Mehr und mehr Schweiß bildet sich, sickert langsam auch aus Jacke und Hose – es wird feuchtwarm und glitschig.

Meine Hände stecken in tiefen Taschen. Ich kann sie etwas bewegen, kann meine Oberschenkel und Hüfte ertasten, aber wohin ich auch greife: überall treffe ich auf glatte, gummierte Begrenzungen, die zwar etwas nachgeben, aber dann in jeder Richtung Grenzen setzen. Ich versuche, meinen Kopf zu ertasten, komme aber gar nicht in die Nähe. Meinen Schwanz hingegen kann ich fühlen – unter mehreren Lagen Gummi.

Meine Beine sind auf Höhe, der Fußgelenke und Knien offenbar mit Gurten um den Schlafsack fixiert. Ein bißchen gegeneinander verschieben - das ist es. Genauso wie meine Hände nicht in Handschuhen stecken, trage ich weder Socken noch Stiefel. Auch hier spüre ich die undurchlässige Hülle.

Offenbar trage ich eine Gasmaske, zumindest höre beim Ein- und Ausatmen das typische Geräusch der Ventilmembrane. Mein Kopf steckt in der Kapuze der Jacke – wenn ich mich bewege, spüre ich die Verbindung. Einatmen kann ich ohne Probleme. Die ausgeatmete Luft scheint sich ihren Weg zwischen Kapuze und den beiden umschließenden Säcke hindurch bahnen zu müssen: am Kopf ist es mir besonders warm.

Ich versuche, mich aufzusetzen, zur Seite zu rollen, raupenartig noch oben oder unten zu robben – alles mit demselben Ergebnis: ein bißchen Spielraum ist da, aber dann spannt der Gummistoff und wird zur unüberwindbaren Hürde. Also rutsche ich wieder zurück in die Mittellage, wie es offenbar vorgesehen ist.

Wobei: auch wenn mir ein Stimmchen sagt, daß ich mir eigentlich Sorgen machen sollte, fühle ich mich doch pudelwohl. Meiner Überzeugung nach wäre es in der Hölle, wenn es sie denn gäbe, eiskalt. Aber frieren werde ich hier bestimmt nicht. Ich lege mich entspannt zurück und konzentriere mich auf meine Atemgeräusche – die Ventile, das Vorbeistreichen der ausgeatmeten Luft an der Kapuze. Plötzlich ist ein Gedanke absolut präsent: es gibt keinen Grund, keinen Hinweis, daß ich hier in absehbarer Zeit rauskomme. Ich habe reichlich Atemluft, nichts schnürt ab – wer das geplant hat, hat offenbar langfristig gedacht. Meine angenehme Erregung wird spontan zu voller Geilheit. Mein mehrlagiger Kokon ist offenbar das perfekte Gummigefängnis, ein Entkommen ist unmöglich – aber auch unnötig.

Nur ein Punkt könnte sich zum Problem entwickeln: ich muß ständig die Knie angewinkelt halten. Versuche, die Knie auszustrecken, haben mir klargemacht, daß ein Strick von den Fußgelenken zur Brust läuft und dort mit Brustwarzenklammern verbunden ist. Ohne Zug sind sie kaum zu spüren, strecke ich aber meine Beine aus, macht sich dies sehr deutlich an meinen Brustwarzen bemerkbar. Immer mal wieder strecke ich die Beine etwas aus und vermeide allzu großes Ziehen durch Anheben des Oberkörpers, soweit es denn geht. Aber das geht nur kurz.

Ich öffne meine Augen, wobei sich nur bestätigt, was ich eh' schon weiß: Dunkelheit. Offenbar sind die Gläser der Maske abgedunkelt, denn es ist absolut nichts zu sehen. Ich

mache die Augen wieder zu, denn der Schweiß, der mir von der Stirn in die Augen rinnt, brennt.

Ohnehin habe ich vor meinem inneren Auge einen klaren Blick auf die Umgebung: die Halle mit den Pritschen, auf jeder ein Kokon wie der, in dem ich stecke. Aus jedem Kokon ragt ein Atemschlauch und ein paar Kabel, die offenbar Atemfrequenz, Luftmenge und Ähnliches an ein Überwachungssystem geben. Einige der Kokons bewegen sich gar nicht, bei anderen gibt es heftige Bewegungen – manchmal rhythmisch, auf einer Pritsche völlig unkoordiniert. Da hat sich wohl Panik bei einem der anderen Insassen breitgemacht.

Ich fühle in mich hinein: überall warm, überall glitschig, kein Problem beim Atmen, keine Schmerzen – kein Grund also, in Panik zu geraten.

Meine Aufmerksamkeit wendet sich wieder der Szene vor meinem inneren Auge zu: einige Wärter gehen an meiner Pritsche vorbei, um sich um den in Panik geratenen Insassen zu kümmern. Sie sind uniformiert: Schnürstiefel, schwarze Cargohosen, grüne Bomberjacke, sehr kurze Haare.

Mein Wärter ist auch dabei. Nicht, daß er sich vorgestellt hätte, aber es ist er, der immer mal wieder vorbeikommt, um den Sitz der Gurte zu überprüfen. Er studiert hin und wieder den Verlauf der Meßdaten. Als er an mir vorbeigeht und rüberguckt, geht ein kleines Grinsen über sein Gesicht – als ob er etwas weiß oder ahnt. Als ich die Augen öffne, um sein Grinsen –oder Lächeln- näher zu studieren, sehe ich natürlich nur wieder perfekte Dunkelheit.

Um mich rum ist es nun wieder ruhig – die Wärter sind offenbar alle bei der anderen Pritsche. ‚Ruhig‘ ist hierbei relativ: hören kann ich genauso wenig wie sehen, dicke Ohrstöpsel verschließen meine Ohren sehr wirksam.

Ich taste wieder etwas mit den Händen: Oberschenkel, Schwanz, weiterhin steif, anderer Oberschenkel – alles wie gehabt, ich genieße nur das Gefühl der Gummikleidung und des Gummisackes um mich rum.

In der Tasche, in der meine rechte Hand steckt, bleiben meine Finger an einer Naht hängen, die mir vorher nicht aufgefallen war. Sie ist härter, dicker als die anderen Nähte und mitten auf einer Fläche, wo sie eigentlich nicht unnötig wäre. Meine Finger tasten weiter, fast noch unbewußt. Ich reiße ein bißchen daran, versuche mit den Fingernägeln etwas Halt zu finden. Mir fällt mein Wärter ein: ob er das wohl zulassen würde? Ob hier etwas ein Entkommen möglich wird?

Bei dem Gedanken komme ich mir reichlich albern vor: selbst mit einer freien Hand wären da immer noch die umschließenden beiden Säcke, die Gurte, die Wärter, die alles beobachten. Andererseits bilde ich mir ein, mit einer freien Hand schon einiges ausrichten zu können und taste weiter.

Die dicke Naht ist ein Klettverschluß, den ich langsam aufbekomme. Dann meine Enttäuschung: hinter der Öffnung, durch die so gerade meine Hand paßt, ist eine weitere Tasche. Viel kleiner als die erste, aber aus demselben Material. Und auch hier: sie gibt ein bißchen nach, aber dann ist auch Schluß. Die Hoffnungen auf ein Freikommen sind erstmal zunichte gemacht. Wobei ich Zugern wüßte, wie mein Wärter reagiert hätte.

Den Gedanken lasse ich fallen, als ich in der Tasche eine harte Stelle bemerke. Rund, ein paar Zentimeter im Durchmesser. Ich taste wieder ein bißchen, es scheint eine Rille zu geben, und die mittlere Partie gibt etwas nach. Ich überkomme alle Bedenken und drücke fest auf die Mitte. Sie gibt nach, rutscht einige Zentimeter weg. Im gleichen Moment bemerke ich einen kräftigen, bekannten Geruch: Poppers.

Wie konditioniert atme ich tief durch, genieße den Rush, strecke die Beine ein bißchen – eben noch nervig, steigert der Schmerz an den Brustwarzen jetzt nur meine Geilheit. Ich reibe an meinem Schwanz und stöhne. Mein Gesicht wird heiß, die Riemen der Gasmasken wirken auf

einmal viel enger. Ich rutsche hin und her, genieße den Glitsch, taste eifrig um mich: Hände, Füße, Zunge – überall nur Gummi, die perfekte Umhüllung durch meinen Gefängniskokon. Der Rush läßt nach, ich atme wieder frische Luft. Ich genieße die feuchte Wärme und meine Geilheit.

Ein Bild drängt sich auf: der Knopf ist die Schlange, die böse Versuchung. Denn wäre das alles noch zu ertragen, wenn ich meine Ladung abschösse, wenn ich mich dem „kleinen Tod“ hingäbe?

Jetzt steht auch mein Wärter an meiner Pritsche, beugt sich über mich – mit einem hämischen Grinsen. Er weiß, welcher Versuchung er mich ausgesetzt hat. Und ich kann nicht anders, es ist einfach zu verlockend. Ich drücke den Knopf, fest, zweimal: eine größere Ladung Poppers durchströmt mich, läßt mich wieder nach meinem Gefängnis tasten, nach meinen gefesselten Gliedmaßen, nach meinem Schwanz. Mein Wärter schaut interessiert zu, sein geiler Anblick tört mich noch weiter an. Meine Beine sind fast durchgestreckt, das heftige Ziehen an den Brustwarzen tut seinen Zweck: alles ist nur noch geil.

Keine Chance mehr, einen vernünftigen Gedanken zu fassen, nur noch Geilheit. Die Präsenz des Gummigefängnisses, überall... Poppers, die geilen Schmerzen an den Brustwarzen... Wärme, Glitsch... mein Wärter in seinen Stiefeln und seiner Bomberjacke, hämisch grinsend... Stöhnen wird zu Grunzen, Bewegungen werden rhythmisch, schneller, die Wahrnehmung intensiver, irgendwas suggeriert ‚rauszögern‘, gar ‚sein lassen‘, aber der Punkt ist überschritten, längst vorbei... immer noch Poppers, überall Gummi, mein Skinwärter, die komplette Fesselung – da ist es passiert: heftig, zuckend, tief grunzend, alles...

Mein Puls rast, ich atme schnell, nehme beruhigt zur Kenntnis, daß ich frische Luft ohne Widerstand atme. Völlige, tiefe Erschöpfung macht sich breit. Es ist wärmer als je zuvor, ja eigentlich unerträglich heiß. Schweiß brennt mir in den Augen, obwohl ich sie geschlossen gehalten habe. Muskeln tun mir weh, wohl von der Anstrengung, und Gelenke, von denen ich eben noch meinte, sie kämen mit der mangelnden Bewegung gut klar. Meine Atmung beruhigt sich, aber der Gummikokon zeigt nun seine widerliche Seite, wird zur Last, nervt. Ich will raus!

Das Grinsen auf dem Gesicht meines Wärters ist nun spöttisch, als lache er mich aus. Sicher hat er das schon oft erlebt: das Winseln, Flehen, Betteln, wenn die Fesselung zur Qual wird. Ich bewege mich, soweit es geht, versuche meinen Gelenken die Abwechslung zu geben, die sie brauchen. Die Erschöpfung ist total. Alles, was eben noch geil war, ist nun nur noch lästig. Das ganze Gummi in seiner Undurchlässigkeit. Und überall Schweiß. Was eben noch schön glitschig war, ist nun einfach nur naß und abstoßend.

Ich versuche, freizukommen. Ernster, verzweifelter als zuvor, bäume ich mich mit aller verbliebenen Kraft gegen die Gurte auf. Versuche, den Gummistoff zu zerreißen – keine Chance. Es ist das perfekte Gummigefängnis und es läßt mich auch jetzt nicht los, wo ich das gerne hätte.

Meinem Wärter ist es aber wohl zuviel: er ist zum Kopfende der Pritsche gegangen und hantiert dort. Ich höre ein Surren, ein schlürfendes Geräusch. Auf einmal spüre ich, wie der Kokon enger wird. Erst um die Beine herum, dann am Oberkörper, an den Armen und Händen. Wo vorher noch Spielraum war, ist nun sofortige Unnachgiebigkeit. Der Sack saugt sich unerbittlich fest. Das Vakuum raubt mir jede Möglichkeit, mich hin und her zu bewegen. Kaum kann ich noch die Finger spreizen, geschweige denn die Ellenbogen vom Körper wegbekommen. Nur mein Schwanz scheint noch nicht von der neuen Enge betroffen.

Mein Wärter ist offenbar mit seiner Arbeit zufrieden. Er hält den Atemschlauch hoch, meine einzige Verbindung zur Außenwelt, und schraubt ein Reduzierstück auf. Sofort wird das Atmen schwerer, jeder Atemzug ist nun eine Anstrengung.

An der letzten druckfreien Stelle tut sich nun auch etwas – auch hier wird es enger und enger, wird angesagt. Und gleichzeitig spüre ich einen salzigen Geschmack im Mund...

Raus – ich will nur noch raus. Aber der Gummikokon, eben noch gut erträglich und geil, ist zur unerbittlichen, Superengen Fesselung geworden. Mein Wärter und seine Kollegen scheinen mit dem Ergebnis nur allzu zufrieden – sie scherzen, zeigen auf ihre Armbanduhren, als wollten sie signalisieren: das kann dauern. Und mein Wärter pocht besonders intensiv rechts aufs Uhrenglas: auf die Datumsanzeige...